

tum im Ausland, die Auswechslung von Stresemanns Gewährsmännern in den Reichsministerien durch Haushofer, Steinacher und andere NS-Parteigänger, aber auch die paradigmatische Umwidmung von 1933, aus den Grenz- und Auslandsdeutschern eine „Volksgruppe“ zu machen, als Bruch im System der Volkstumspolitik genau so wenig erwähnenswert wie Jacobsen. Wie dieser lamentiert auch Luther seitenweise über den Verlust der vermeintlich ordentlichen „Revisionspolitik“ für die Zeit bis 1938. Luthers Studie ist nicht nur vorzuwerfen, dass er die Reichweite der vermeintlichen Anhänger Stresemanns bis in die NS-Diktatur verlängert, womit er nicht nur die NS-Zeit bagatellisiert, sondern auch Stresemanns Wirkungsgeschichte verzeichnet. Er spart auch die Analyse der „Volkstumspolitik“ nach dem Münchener Abkommen und dem Angriff auf Polen aus, als das NS-Regime schließlich daran ging, Europa einer „ethnischen Flurbereinigung“ zu unterziehen, indem es die von Polen und Juden geräumten Regionen Ostmitteleuropas durch „Volksdeutsche“ auffüllte. Den von *Luther* analytisch so eigenwillig gesetzten Schlusspunkt der Studie – das Münchener Abkommen – nimmt der Leser dieser konzeptionell verunglückten Studie aber dennoch erleichtert zur Kenntnis, denn ihm bleibt somit die Aufgabe

eines weiteren Geraderückens erspart.

Ingo Haar

**Jan Eckel: Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert (= Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 10), Göttingen: Wallstein Verlag 2005, 479 S.**

Die Historiographiegeschichte erlebt seit geraumer Zeit eine Renaissance. So waren es jüngst vielfach Arbeiten zur Geschichte der Geschichtswissenschaft, die intensive Diskussionen nicht nur innerhalb der Fachöffentlichkeit auslösten. In den Fokus geriet das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Nationalsozialismus, das vielfach entlang der (wissenschaftlichen) Biographien prominenter Vertreter jener Historikergeneration verhandelt wurde, deren Arbeit in der Weimarer Republik begann, die auf unterschiedlichen Pfaden während des Nationalsozialismus fortgesetzt wurde und schließlich die Grundlagen der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft legte. Neben dem Umstand, dass mit Gerhard Ritter, Werner Conze, Hermann Aubin und nun Hans Rothfels die akademischen Lehrer einer Vielzahl der „Historiker der Bundesrepublik“ (Paul Nolte) in den Blickpunkt rück-

ten, sind es sicher diese spezifischen Zeitumstände, die Fragen nach Kontinuität und Bruch, nach individueller Verantwortung sowie dem Verhältnis von Wissenschaft und Politik zum Gegenstand mitunter heftiger Kontroversen werden ließen. Die Diskussion beschränkt sich freilich nicht auf moralische und wissenschaftspolitische Argumente, die auf die (De-) Legitimierung dieses oder jenes Modus der Produktion historischen Wissens rekurrieren, sondern die wissenschaftsgeschichtliche Perspektive, insbesondere die verschiedentlich erprobten diskursanalytischen, wissenssoziologischen oder narratologischen Zugriffe erweisen sich insofern als Herausforderung, als dass sie die Aufmerksamkeit auf Produktionsbedingungen und Funktionsweise der Geschichtswissenschaft lenken und dabei auf grundlegender Ebene die gesellschaftlichen und kulturellen Determinanten wissenschaftlicher Produktion ebenso thematisieren wie deren Realitätseffekte.

In diesem Kontext ist *Jan Eckels* 2004 bei Ulrich Herbert in Freiburg eingereichte Dissertation zu situern. Angelegt als intellektuelle Biographie des Historikers Hans Rothfels geht sie der Frage nach, „wie sich die extremen Zeiterfahrungen des deutschen 20. Jhs. auf die wissenschaftliche Tätigkeit eines Historikers auswirkten, wie er mit seiner historiographischen Arbeit auf die wechselvollen

Entwicklungen und Erlebnisse seiner Lebenszeit reagierte.“ (S. 10) Geschichtsschreibung wird dabei als Medium der Erfahrungsbildung und -artikulation begriffen, die Deutung historischer Wirklichkeit als Ausdruck der intellektuellen Auseinandersetzung des Historikers mit seiner jeweiligen Gegenwart, als Prozess der Sinnproduktion und Bedeutungszuweisung. *Eckels* Konzeption zielt explizit nicht auf eine möglichst ganzheitliche Erfassung einer Einzelperson in all ihren Lebensäußerungen und -bereichen: „eine ausführliche Lebenserzählung ist nicht beabsichtigt, die Lebensumstände des Historikers werden vielmehr nur insoweit berücksichtigt, als sie zum Verständnis seiner wissenschaftlichen Verarbeitung der Gegenwart nötig sind.“ (S. 20) *Eckels* chronologischer Durchgang rekonstruiert dabei das komplexe, sich stets verschiebende Wechselspiel historiographischer Produktion, fachinterner Positionierung und der jeweiligen politischen, sozialen und kulturellen Kontexte.

Rothfels' wissenschaftliche Qualifikationen und der Entschluss für eine wissenschaftliche Karriere fielen in eine Zeit der teilweisen geschichtswissenschaftlichen Umorientierungen im Zuge der Nachkriegsentwicklungen. So arbeitete er nach der Habilitation am Potsdamer Reichsarchiv, das mit militärgeschichtlichen Forschungen, insbesondere der Kriegschuldfrage

befasst war. Er nahm im Rahmen dieser Arbeit unmittelbar eine zeitgeschichtliche Perspektive ein, die wesentlich über den Weg einer Reinterpretation der Außen- und Bündnispolitik Bismarcks auf die deutsche Unschuld am Kriegsausbruch hinwies. In zeitgeschichtlichen Forschungen dieser Art zeigte sich bereits der explizit politische Charakter der Rothfelschen Historiographie, die auf Basis eines entschieden politischen Standpunktes als geschichtswissenschaftliche Intervention in die politische Gegenwart, als historische Situierung der als krisenhaft diagnostizierten Gegenwart konzipiert war. Sie transportierte das Bild eines stets von innen und außen bedrohten Staates, einer prekären Ordnung, die permanent mit politischem Geschick stabilisiert werden müsse. Die je spezifische Aktualisierung dieses Musters machte die Geschichtsschreibung von Rothfels zu einer politischen und Gegenwartswissenschaft, die das historische Geschehen aus einer zeitlichen und inhaltlichen ex post-Perspektive analysierte und beurteilte.

In der Königsberger Zeit (1926-1933) stellten sich für Rothfels neue wissenschaftliche Aufgaben. Die spezifische Situation Ostpreußens forcierte eine weitere Politisierung seiner Historiographie. Auch hinsichtlich der persönlichen Beziehungen stellte Königsberg einen

Einschnitt dar. Rothfels' neuer Schülerkreis wurde zum entscheidenden Beziehungsnetz. „Diese Gruppe war und blieb während seiner gesamten Laufbahn die einzige, die der Historiker im emphatischen Sinne als ‚Gemeinschaft‘ verstand.“ (S. 106) Seine Arbeit nahm in diesem Kontext auch den Charakter historisch-politischer Bildungsarbeit an. Die umfassende Einheit von Wissenschaft und Leben fungierte als gemeinschaftsbildende, experimentell vorgelebte Gegenwart zu den wahrgenommenen Verfallserscheinungen der Gegenwart. Thematisch rückte nun stärker die sog. Nationalitätenproblematik in Osteuropa ins Zentrum, wobei sich gegenwartsbezogene politische Diagnosen, historiographische Analysen und die Konstatierung einer notwendigen politischen Neuordnung untrennbar verbanden. In den entsprechenden narrativen Operationen drückte sich ein „chauvinistisches Superioritäts- und Verfügbarkeitsdenken“ aus, das immer wieder auf die Frage zurückkam, ob und wie ein deutscher Staat in einer „Völkermlschzone“ abgesichert werden könne. Das deutsche Element wurde hierbei stets als Ordnungsfaktor eines politischen Raums akzentuiert, dem ansonsten inneres und äußeres Chaos drohe. „Betrachtet man die Bildlichkeit der Texte, so wird deutlich, dass es sich bei dem Zusammenhang von sich

auflösender Gesellschaft und Notwendigkeit staatlicher Stabilisierung um ein gedankliches Grundschema handelte, das nicht Resultat der Analyse war, sondern dieser vielmehr unterlag.“ (S. 133) Geschichtsschreibung wurde unter diesen Voraussetzungen von einer Kompensations- zu einer geistigen Vorbereitungsarbeit. Die konzeptionelle Retrospektivität der Texte wurde durch ein Reflektieren über Zukunftslösungen ersetzt. Die narrativen Muster, die Rothfels' Texte prägten und sein Denken strukturierten, werden von *Jan Eckel* treffend als fachspezifische Übersetzung und Aneignung rechtsintellektueller Denkfiguren der Zwischenkriegszeit, als „rechtsgerichteter Etatismus“ charakterisiert, dem ein Staatsverständnis zugrunde lag, das nur schwer mit der Realität eines demokratischen Systems vereinbar gewesen sei.

Mit dem Machtwechsel von 1933 verschlechterte sich die Stellung Rothfels' im kollegialen Zusammenhang schlagartig. Aus einem zunehmend einflussreichen Spezialisten wurde der „Fall Rothfels“, ein Prüfstein für die Bereitschaft zu kollegialer Solidarität. Als Rothfels 1934/35 seine Professur verlor, setzten sich insbesondere seine Studenten für ihn ein, immer wieder seine politische Kompatibilität mit den neuen Machthabern betonend, aber verkennend, dass der Diskriminierungsgrund eben

kein politischer war. Die Unterstützung der Fachkollegen blieb demgegenüber spärlich und enttäuschend, wengleich es hier – im Unterschied zu anderen „Fällen“ – wenigstens versteckte Gesten der Solidarität gab. Die sukzessive Ausgrenzung wirkte auch auf die historiographische Produktion. So verschärfte Rothfels seine politischen Stellungnahmen, formulierte Ergebnisadressen, ohne freilich seine Arbeit thematisch oder konzeptionell neu auszurichten. Trotz dieser (wenig erfolgreichen) Versuche erfuhr Rothfels gerade die prekären Positionsverschiebungen innerhalb der scientific community als existentiellen Einschnitt, war es in seiner Vorstellung doch die Existenz einer „Gemeinschaft“ im umfassenden Sinn, die Verstehen und Verstandenwerden überhaupt erst ermöglichte. 1939 erhielt Rothfels schließlich ein zweijähriges Forschungsstipendium und emigrierte – trotz der aus seiner Vorstellung von nationaler Identität resultierenden langen und quälenden Überlegungen – nach Großbritannien.

Der Englandaufenthalt führte nicht zur akademischen Etablierung, so dass Rothfels versuchte, im amerikanischen Universitätssystem Fuß zu fassen. Freilich hieß das auch, die geschichtswissenschaftliche Arbeit nicht mehr als „Beitrag zur Auslegung und Gestaltung des nationalen ‚Schicksals‘“ konzi-

pieren zu können. Die neuen Arbeitsverhältnisse, zunächst an der Brown University in Providence, dann in Chicago, brachten neue Anforderungen bzgl. Sprache, akademischen Habitus und Lehrpraxis mit sich. Rothfels nahm die erforderlichen Anpassungen vor, präsentierte sich seinen Studenten aber bewusst auch als Historiker mit europäischem Hintergrund, der Teile dessen, wovon er sprach, durchlebt hatte. Bereits im Frühjahr 1946 forcierte er die Wiederaufnahme der Kontakte zu ehemaligen Schülern und Kollegen, um jene Verständigung ermöglichende Gemeinschaft wiederzugewinnen, die er mit der Emigration verloren hatte. Er wurde in diesem Zusammenhang für seine Briefpartner „zur zentralen Bezugsfigur für eine Rechenschaftslegung über die persönliche Vergangenheit. [...] Viele der Briefe waren im Duktus eines Geständnisses oder einer Beichte gehalten, und der emigrierte Historiker avancierte für die Korrespondenzpartner zu einer Personifikation ihres Schuldbewusstseins. [...] In seinen Antworten auf die Lebens- und Rechenschaftsberichte der Schüler und Kollegen signalisierte Rothfels Nachsicht und die Bereitschaft, über das Geschehene hinwegzusehen und Neuanfänge zu machen. [...] Die Reaktionen der Briefpartner auf diese Haltung waren eine beinahe überraschte Erleichterung und Dankbarkeit für das

„Verständnis“ des amerikanischen Historikers, womit chifferhaft der Verzicht des Emigranten auf persönliche Anklagen bezeichnet war.“ (S. 225f.) Schnell wurde Rothfels so reintegriert und auf Grund der günstigen Kombination von Amerikaerfahrung und der nach wie vor aktiven Teilnahme am deutschen Selbstbesinnungsdiskurs attraktiv für eine potentielle Rückberufung. In Rothfels' Geschlechtsschreibung dieser Zeit finden sich feine interpretatorische Operationen, die jedoch nicht als fundamentale Umorientierung der etablierten Deutungsmuster zu verstehen sind: das Weglassen der Volksperspektive, des emphatischen Bezugs auf das „Deutschum“; eine Umcodierung auf den „Westen“; die Hinzufügung einer neuen, moralischen Perspektive, die erstmals auch Bismarckkritik zuließ. All dies fungierte als Prozess der Verständigung mit den (früheren) Kollegen innerhalb neuer politisch-sozialer Koordinaten. Paradigmatisch lässt sich dies an der Diskussion von Rothfels' Widerstandsbuch zeigen. Das Buch selbst war von Beginn an als zeitgeschichtliche Verteidigung des deutschen Volkes konzipiert und spiegelt somit Rothfels' ungebrochen nationalpädagogische Haltung. Auf Basis einer Moralisierung des Widerstandsgeschehens, einer narrativen Invisibilisierung deutscher Tätergruppen, sowie der Verlage-

rung der Schuld- bzw. Verantwortungsdiskussion auf die Ebene individuellen moralischen Versagens erfüllte das Buch klar eine Rehabilitierungsfunktion. Dies erklärt die außerordentlich euphorische Rezeption, in der, so *Jan Eckel*, zugleich Rothfels' nationale Zugehörigkeit verhandelt wurde.

Als Rothfels 1951 nach Deutschland zurückkehrte, hatte sich die bundesrepublikanische Geschichtswissenschaft zumindest institutionell fast vollständig wiederhergestellt. Rothfels fand in Tübingen einen Kontext vor, in dem er einerseits auf einen sukzessiven Ausbau der Neuzeithistorie hinwirken und andererseits die nationalpädagogische Dimension seiner Arbeit wieder voll entfalten konnte. Rothfels spielte innerhalb der deutschen, nicht nur fachwissenschaftlichen Nachkriegsöffentlichkeit eine wichtige symbolische Rolle, an verschiedenen Stellen zeigt sich aber, dass er das implizite Normensystem seiner Kollegen nicht mehr uneingeschränkt teilte. Dennoch konnte er seine neue Position nutzen, um neue personelle Netze zu knüpfen oder alte zu re-installieren, wobei die Wiederaufnahme der intensiven Beziehungen zu Siegfried A. Kaehler sowie die Intensivierung der Kontakte zu seinen Königsberger Schülern, insbes. Theodor Schieder und Werner Conze, von Bedeutung wurden und sich zu einer wirkmächtigen wissen-

schaftsstrategischen Allianz verdichteten. Gleichzeitig wechselte der Bezugspunkt der Rothfels'schen Geschichtsschreibung, die nun nicht mehr vom Ersten Weltkrieg und der Versailler Nachkriegsordnung, sondern von der Auseinandersetzung mit den totalitären Systemen her organisiert wurde. Durch diese Operation konnte Rothfels den expliziten Gegenwartsbezug seiner Arbeiten wahren, d. h. den Erfahrungsbezug der Zeitgeschichte sichern und das aktuell Erlebte in die Geschichte rückzuprojizieren. Auch die methodisch-konzeptionelle Bestimmung der Zeitgeschichte als Epoche der „Mitlebenden“ zeigt sich dieser konstitutive, existentielle Selbstbezug.

Wenn *Jan Eckel* resümierend feststellt, dass eine präzise Analyse der verschiedenen Rekonfigurationsprozesse der Geschichtsschreibung von Hans Rothfels dazu geeignet sei, wesentliche Funktionsmechanismen wissenschaftlichen Arbeitens „unter den politisch-historischen Extrembedingungen der deutschen Geschichte in den ersten beiden Jahrhundertdritteln“ (S. 396) zu erschließen, so bleibt dem nur hinzuzufügen, dass seine Arbeit dies in hervorragender Weise geleistet hat. Sie stellt einen herausragenden, für die weitere Diskussion grundlegenden und unumgänglichen Beitrag zur Erforschung eines bedeutenden Teils der „Geschichtswissenschaft im Zeital-

ter der Extreme“ (Lutz Raphael) dar. Darüber hinaus trägt ihr hohes theoretisches Reflexionsniveau zur Klärung des epistemischen Status der Geschichtswissenschaft bei. Es wäre zu wünschen, dass *Eckels* narratologische Perspektive und seine auf den Radikalen Konstruktivismus zurückgreifende Akzentuierung der Geschichtswissenschaft als gegenwärtige soziale Praxis der Selbstbeschreibung der Gesellschaft im Modus der Vergangenheit eine neue Theoriedebatte anstoßen, die ebenso intensiv und kontrovers zu führen wäre, wie die Diskussion darum, was Historiker im Nationalsozialismus getan haben, wie sie ihre Arbeit über politische Zäsuren hinweg fortgeführt haben und welche Auswirkungen dies auf die Historiographie der Bundesrepublik hatte und hat. In einer solchen Theorie-diskussion wäre u. a. zu verhandeln, in welchem Wirkungsverhältnis wissenschaftliche Produktion und soziale Praxis stehen. Die Bezugnahme auf den Radikalen Konstruktivismus wirft hier zwar entscheidende Fragen auf, scheint mir diese aber in letzter Instanz nicht befriedigend klären zu können, zumal die theoretische Unentschlossenheit des Konstruktivismus, sein Pendeln zwischen neurokognitivem Individualismus und sozialem Reduktionismus das für eine Geschichte der Denksysteme nach wie vor zentrale Problem der Beziehung

von Sozial- und Ideengeschichte stets nur über den Weg einer Hypostasierung der kognitiven oder sozialen Dimension zu lösen vermag. Zu diskutieren wäre, ob hier nicht ein Rückgriff auf die diskursgeschichtlichen Überlegungen Michel Foucaults mit ihrem Blick auf die Materialität der Diskurse hilfreich sein könnte, um die Gleichzeitigkeit strukturierter und strukturierender Praktiken, die Zirkularität und das Spiel nicht-kausaler Effekte in den Blick zu bekommen, welches hier wirksam zu sein scheint. Solche Diskussionen ermöglicht und sie innerhalb konkreter geschichtswissenschaftlicher Praxis verortet zu haben, ist eine der wesentlichen Leistungen der Arbeit von *Jan Eckel*.

Timo Luks

**Christian R. Bayer: Hochschul-Ranking. Vorschlag eines ganzheitlichen Ranking-Verfahrens (= Abhandlungen zur Bildungsforschung und Bildungsrecht Band 14), Berlin: Duncker & Humblot 2004, 234 S.**

Durch Rankings können Nutzer des Hochschulsystems die Dienstleistungen verschiedener Universitäten miteinander vergleichen. Rankings haben in Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt einen festen Platz in den Medien, in den USA und